

Der Tod der Imperien: Der Zusammenbruch der USA und was darauf folgt, ist unvermeidlich

Die Abkehr von Expansion, Produktion und Handel hin zu Krediten und Spekulationen hat den Niedergang seit Jahrhunderten beschleunigt.



© Getty Images / Mark Garlick; Science Photo Library

3. April 2024 | Henry Johnston

Eines der merkwürdigen Merkmale der amerikanischen Landschaft ist die Tatsache, dass die Finanzialisierung der Wirtschaft heutzutage weithin als ungesund verurteilt wird, aber wenig dafür getan wird, um sie umzukehren. Es gab eine Zeit, in den 1980er und 1990er Jahren, als der finanzgetriebene Kapitalismus eine Zeit der besseren Kapitalallokation und einer dynamischeren Wirtschaft einläuten sollte. Diese Ansicht hört man heute nicht mehr oft.

Wenn also ein solches Phänomen mit überwältigender Mehrheit negativ gesehen wird, aber nicht geändert wird, dann ist es vielleicht nicht nur ein Versagen der Politik, sondern etwas Tieferliegendes – etwas, das der Struktur der kapitalistischen Wirtschaft selbst innewohnt. Es ist natürlich möglich, die Schuld für diesen Zustand den derzeitigen zynischen und machthungrigen Eliten in die Schuhe zu schieben und die Analyse dort zu beenden. Ein Blick in die Geschichte zeigt jedoch, dass es immer wieder zu bemerkenswerten Ähnlichkeiten bei der Finanzialisierung kommt, was den Schluss zulässt, dass die Lage der amerikanischen Wirtschaft in den letzten Jahrzehnten vielleicht nicht einzigartig ist und dass die immer größer werdende Macht der Wall Street in gewisser Weise vorherbestimmt war.

Finanzialisierung als zyklisches Phänomen

In diesem Zusammenhang lohnt es sich, die Arbeit des italienischen politischen Ökonomen und Historikers des globalen Kapitalismus Giovanni Arrighi (1937-2009) wieder aufzugreifen. Arrighi, der oft vereinfachend als marxistischer Historiker eingestuft wird – eine Bezeichnung, die angesichts der Breite seines Werks viel zu eng ist –, untersuchte die Ursprünge und die Entwicklung kapitalistischer Systeme, die bis in die Renaissance zurückreichen, und zeigte, wie wiederkehrende Phasen der finanziellen Expansion und des Zusammenbruchs umfassendere geopolitische Umgestaltungen untermauern. Einen zentralen Platz in seiner Theorie nimmt die Vorstellung ein, dass der Zyklus von Aufstieg und Fall jedes aufeinanderfolgenden Hegemons in einer Krise der Finanzialisierung mündet. Es ist diese Phase der Finanzialisierung, die den Wechsel zum nächsten Hegemon erleichtert.

Arrighi datiert den Ursprung dieses zyklischen Prozesses auf die italienischen Stadtstaaten des 14. Jahrhunderts, eine Epoche, die er als die Geburtsstunde der modernen Welt bezeichnet. Von der Verbindung des genuesischen Kapitals mit der spanischen Macht, die die großen Entdeckungen hervorbrachte, verfolgt er diesen Weg über Amsterdam, London und schließlich die USA.

In jedem Fall ist der Zyklus kürzer und jeder neue Hegemon ist größer, komplexer und mächtiger als der vorherige. Und, wie bereits erwähnt, endet jeder in einer Finanzkrise, die die letzte Phase der Hegemonie markiert. Aber diese Phase düngt auch den Boden, auf dem der nächste Hegemon sprießen wird, so dass die Finanzialisierung als Vorbote eines bevorstehenden Hegemoniewechsels gilt. Im Wesentlichen entsteht die aufsteigende Macht zum Teil dadurch, dass sie sich der finanziellen Ressourcen der finanzierten und absteigenden Macht bedient.

Arrighi stellte eine erste Welle der Finanzialisierung fest, die um 1560 einsetzte, als sich die genuesischen Geschäftsleute aus dem Handel zurückzogen und sich auf das Finanzwesen spezialisierten und so symbiotische Beziehungen mit dem Königreich Spanien aufbauten. Die nächste Welle setzte um 1740 ein, als die Niederländer begannen, sich aus dem Handel zurückzuziehen, um „die Bankiers von Europa“ zu werden. Die Finanzialisierung in Großbritannien, die wir im Folgenden untersuchen werden, setzte gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein; in den USA begann sie in den 1970er Jahren.

Hegemonie definiert er als „die Macht eines Staates, Führungs- und Regierungsfunktionen über ein System souveräner Staaten auszuüben“. Im Mittelpunkt dieses Konzepts steht der Gedanke, dass eine solche Herrschaft historisch gesehen mit der Veränderung der Funktionsweise des Systems der Beziehungen zwischen den Staaten an sich verbunden ist und dass sie sowohl aus dem besteht, was wir als geopolitische Dominanz bezeichnen würden, als auch aus einer Art intellektueller und moralischer Führung. Die hegemoniale Macht steigt nicht nur an die Spitze des Wettstreits zwischen den Staaten, sondern schmiedet das System selbst in ihrem eigenen Interesse. Der Schlüssel zu dieser Fähigkeit, die eigene Macht auszuweiten, ist die Fähigkeit, nationale Interessen in internationale Interessen zu verwandeln.

Beobachter der gegenwärtigen amerikanischen Hegemonie werden die Umgestaltung des globalen Systems im Sinne der amerikanischen Interessen erkennen. Die Aufrechterhaltung einer ideologisch aufgeladenen, „regelbasierten“ Ordnung – angeblich zum Wohle aller – passt gut in die Kategorie der Verquickung nationaler und internationaler Interessen. Der vorherige Hegemon, die Briten,

hatten ihre eigene Version, die sowohl eine Freihandelspolitik als auch eine entsprechende Ideologie beinhaltete, die den Wohlstand der Nationen über die nationale Souveränität stellte.

Um auf die Frage der Finanzialisierung zurückzukommen: Die ursprüngliche Einsicht in ihren epochalen Aspekt stammt von dem französischen Historiker Fernand Braudel, dessen Schüler Arrighi war. Braudel stellte fest, dass der Aufstieg des Finanzwesens zur vorherrschenden kapitalistischen Aktivität einer bestimmten Gesellschaft ein Zeichen für ihren bevorstehenden Niedergang ist.

Arrighi übernahm diesen Ansatz und entwickelte in seinem Hauptwerk „The 20th Century“ seine Theorie des zyklischen Musters von Aufstieg und Zusammenbruch innerhalb des kapitalistischen Systems, das er als „systemischen Zyklus der Akkumulation“ bezeichnete. Nach dieser Theorie basiert die Phase des Aufstiegs auf einer Ausweitung von Handel und Produktion. Diese Phase erreicht jedoch schließlich ihren Höhepunkt, an dem es schwieriger wird, das Kapital gewinnbringend in eine weitere Expansion zu investieren.

Mit anderen Worten, die wirtschaftlichen Anstrengungen, die die aufsteigende Macht auf ihren Platz gebracht haben, werden immer weniger rentabel, da sich der Wettbewerb verschärft und in vielen Fällen ein Großteil der Realwirtschaft an die Peripherie abwandert, wo die Löhne niedriger sind. Steigende Verwaltungskosten und die Kosten für die Aufrechterhaltung eines immer größer werdenden Militärs tragen ebenfalls dazu bei.

Dies führt zu dem, was Arrighi eine „Signalkrise“ nennt, d. h. eine Wirtschaftskrise, die den Übergang von der Akkumulation durch materielle Expansion zur Akkumulation durch finanzielle Expansion signalisiert. Es folgt eine Phase, die durch Finanzintermediation und Spekulation gekennzeichnet ist. Man kann sich das auch so vorstellen, dass eine Nation, die die eigentliche Grundlage für ihren wirtschaftlichen Wohlstand verloren hat, sich dem Finanzwesen als letztem wirtschaftlichen Bereich zuwendet, in dem die Hegemonie aufrechterhalten werden kann. Die Phase der Finanzialisierung ist also durch eine übermäßige Betonung der Finanzmärkte und des Finanzsektors gekennzeichnet.

Wie die Finanzialisierung das Unvermeidliche hinauszögert

Der zersetzende Charakter der Finanzialisierung ist jedoch nicht sofort ersichtlich – ganz im Gegenteil. Arrighi zeigt, wie die Finanzialisierung, die anfangs recht lukrativ ist, eine vorübergehende und illusorische Atempause vom Niedergang verschaffen und damit den Beginn der endgültigen Krise hinauszögern kann. So war beispielsweise der damalige Hegemon Großbritannien das Land, das am stärksten von der so genannten Langen Depression von 1873-1896 betroffen war, einer lang anhaltenden Periode der Malaise, in der sich das industrielle Wachstum Großbritanniens verlangsamte und sein wirtschaftliches Ansehen schwand. Arrighi bezeichnet dies als „Signalkrise“ – den Punkt im Konjunkturzyklus, an dem die produktive Kraft verloren geht und die Finanzialisierung einsetzt.

Und doch, so zitiert Arrighi das Buch „The Unbound Prometheus“ von David Landes aus dem Jahr 1969, „drehte sich das Rad wie von Zauberhand“. In den letzten Jahren des Jahrhunderts liefen die Geschäfte plötzlich besser und die Gewinne stiegen. „Die Zuversicht kehrte zurück – nicht die punktuelle, flüchtige Zuversicht der kurzen Aufschwünge, die die Düsternis der vorangegangenen Jahrzehnte unterbrochen hatten, sondern eine allgemeine Euphorie, wie sie seit ... den frühen 1870er Jahren nicht mehr geherrscht hatte. In ganz Westeuropa bleiben diese Jahre als die gute alte Zeit in Erinnerung – die edwardianische Ära, la belle époque.“ Alles schien wieder in Ordnung zu sein.

Die plötzliche Wiederherstellung der Gewinne hat jedoch nichts Magisches an sich, erklärt Arrighi. Was geschah, war, dass „während die industrielle Vormachtstellung schwand, die Finanzwelt triumphtierte und ihre Dienste als Spediteur, Händler, Versicherungsmakler und Vermittler im weltweiten Zahlungssystem unverzichtbarer denn je wurden“.

Mit anderen Worten: Die Finanzspekulation nahm stark zu. Ursprünglich stammte ein Großteil der wachsenden Finanzerträge aus Zinsen und Dividenden, die durch frühere Investitionen erzielt wurden. Aber zunehmend wurde ein erheblicher Teil durch das finanziert, was Arrighi die „inländische Umwandlung von Warenkapital in Geldkapital“ nennt. Währenddessen begannen die britischen Reallöhne ab Mitte der 1890er Jahre zu sinken, da überschüssiges Kapital aus dem Handel und der Produktion abgezogen wurde – eine Umkehrung des Trends der vergangenen fünf Jahrzehnte. Eine reiche Finanz- und Wirtschaftselite inmitten eines allgemeinen Rückgangs der Reallöhne ist etwas, das Beobachtern der aktuellen amerikanischen Wirtschaft bekannt vorkommen sollte.

Im Grunde spielte Großbritannien mit der Finanzialisierung die letzte Karte aus, die es hatte, um seinen imperialen Niedergang aufzuhalten. Jenseits davon lag der Ruin des Ersten Weltkriegs und die anschließende Instabilität der Zwischenkriegszeit, eine Manifestation dessen, was Arrighi als „systemisches Chaos“ bezeichnet – ein Phänomen, das besonders während Signal- und Endkrisen sichtbar wird.

Historisch gesehen, so Arrighi, sind diese Zusammenbrüche mit der Eskalation zu regelrechten Kriegen verbunden – insbesondere mit dem Dreißigjährigen Krieg (1618-48), den Napoleonischen Kriegen (1803-15) und den beiden Weltkriegen. Interessanterweise und etwas kontraintuitiv standen sich in diesen Kriegen in der Regel nicht der amtierende Hegemon und der Herausforderer gegenüber (mit der bemerkenswerten Ausnahme der anglo-holländischen Seekriege). Vielmehr waren es in der Regel die Handlungen anderer Rivalen, die das Eintreten der endgültigen Krise beschleunigt haben. Aber selbst im Fall der Niederländer und Briten gab es neben dem Konflikt auch eine Zusammenarbeit, da niederländische Kaufleute ihr Kapital zunehmend nach London lenkten, wo es bessere Renditen erzielte.

Wall Street und die Krise des letzten Hegemons

Der Prozess der Finanzialisierung, der aus einer Signalkrise hervorging, wiederholte sich mit verblüffenden Ähnlichkeiten im Fall des Nachfolgers Großbritanniens, den USA. Die 1970er Jahre waren für die USA ein Jahrzehnt der tiefen Krise, mit hoher Inflation, einem schwächelnden Dollar nach der Aufgabe der Goldkonvertibilität im Jahr 1971 und, was vielleicht am wichtigsten ist, einem Verlust der Wettbewerbsfähigkeit der US-Industrie. Da aufstrebende Mächte wie Deutschland, Japan und später China in der Lage waren, sie in der Produktion zu übertreffen, erreichten die USA denselben Wendepunkt und wandten sich wie ihre Vorgänger der Finanzialisierung zu. Die 1970er Jahre waren, in den Worten der Historikerin Judith Stein, das „entscheidende Jahrzehnt“, das „einen gesellschaftsweiten Übergang von der Industrie zum Finanzwesen, von der Fabrikhalle zum Börsenparkett“ besiegelte.

Dadurch, so Arrighi, konnten die USA massive Kapitalmengen anziehen und sich auf ein Modell der Defizitfinanzierung zubewegen – eine zunehmende Verschuldung der US-Wirtschaft und des US-Staates gegenüber dem Rest der Welt. Die Finanzialisierung ermöglichte es den USA aber auch, ihre wirtschaftliche und politische Macht in der Welt auszubauen, zumal sich der Dollar als globale

Reservewährung etablieren konnte. Dieser Aufschwung verschaffte den USA die Illusion des Wohlstands in den späten 1980er und 90er Jahren, als, wie Arrighi sagt, „die Vorstellung herrschte, dass die USA ‚zurückgekommen‘ seien“. Zweifellos trug der Untergang ihres wichtigsten geopolitischen Rivalen, der Sowjetunion, zu diesem überschwänglichen Optimismus und dem Gefühl bei, dass der westliche Neoliberalismus seine Berechtigung gefunden hatte.

Doch unter der Oberfläche knirschten die tektonischen Platten des Niedergangs weiter, als die USA immer abhängiger von externen Finanzierungen wurden und die Hebelwirkung auf einen schrumpfenden Teil der realen Wirtschaftstätigkeit, der rasch ausgelagert und ausgehöhlt wurde, immer weiter steigerten. Als die Wall Street an Bedeutung gewann, wurden viele wichtige amerikanische Volkswirtschaften im Wesentlichen um des finanziellen Profits willen ausgebeutet.

Aber, wie Arrighi betont, verzögert die Finanzialisierung lediglich das Unvermeidliche, und dies wurde erst durch die nachfolgenden Ereignisse in den USA offengelegt. In den späten 1990er Jahren begann die Finanzialisierung selbst zu versagen, beginnend mit der Asienkrise 1997 und dem anschließenden Platzen der Dotcom-Blase, und setzte sich mit einer Zinssenkung fort, die die Immobilienblase aufblähte, die 2008 auf so spektakuläre Weise explodierte. Seitdem hat sich die Kaskade der Ungleichgewichte im Finanzsystem nur noch beschleunigt, und nur durch eine Kombination aus immer verzweifelteren finanziellen Taschenspielertricks – das Aufblasen einer Blase nach der anderen – und unverhohlenem Zwang konnten die USA ihre Hegemonie sogar noch ein wenig länger ausdehnen als nötig.

Im Jahr 1999 fasste Arrighi in einem gemeinsam mit der amerikanischen Wissenschaftlerin Beverly Silver verfassten Artikel die damalige Lage zusammen. Es ist ein Vierteljahrhundert her, dass diese Worte verfasst wurden, aber sie könnten genauso gut letzte Woche geschrieben worden sein:

Die globale finanzielle Expansion der letzten zwanzig Jahre ist weder ein neues Stadium des Weltkapitalismus noch der Vorbote einer kommenden Hegemonie der globalen Märkte. Vielmehr ist sie das deutlichste Zeichen dafür, dass wir uns mitten in einer Hegemoniekrise befinden. Als solche ist zu erwarten, dass die Expansion ein vorübergehendes Phänomen ist, das mehr oder weniger katastrophal enden wird ... Aber die Blindheit, die die herrschenden Gruppen [der hegemonialen Staaten der Vergangenheit] dazu verleitete, den Herbst mit einem neuen Frühling ihrer ... Macht zu verwechseln, führte dazu, dass das Ende früher und katastrophaler kam, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre ... Eine ähnliche Blindheit ist heute offensichtlich.

Ein früher Prophet einer multipolaren Welt

In seinem Spätwerk wandte Arrighi seine Aufmerksamkeit Ostasien zu und untersuchte die Aussichten für einen Übergang zur nächsten Hegemonie. Einerseits identifizierte er China als den logischen Nachfolger der amerikanischen Hegemonie. Als Gegengewicht dazu sah er jedoch nicht, dass der von ihm skizzierte Zyklus ewig andauern würde und glaubte, dass ein Punkt kommen würde, an dem es nicht mehr möglich sei, einen Staat mit größeren und umfassenderen Organisationsstrukturen ins Leben zu rufen. Vielleicht, so spekulierte er, repräsentieren die USA genau diese expansive kapitalistische Macht, die die kapitalistische Logik an ihre irdischen Grenzen gebracht hat.

Arrighi betrachtete auch den systemischen Zyklus der Akkumulation als ein dem Kapitalismus inhärentes Phänomen, das nicht auf vorkapitalistische Zeiten oder nicht-kapitalistische Formationen anwendbar ist. Kurz vor seinem Tod im Jahr 2009 vertrat Arrighi die Ansicht, dass China nach wie vor eine dezidiert nicht-kapitalistische Marktgesellschaft sei. Wie sie sich weiterentwickeln würde, blieb eine offene Frage.

Arrighi war zwar nicht dogmatisch, was die Zukunft anbelangt, und wandte seine Theorien nicht deterministisch an, vor allem nicht im Hinblick auf die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte. Doch er sprach mit Nachdruck über das, was man in der heutigen Sprache als die Notwendigkeit bezeichnen könnte, sich auf eine multipolare Welt einzustellen. In ihrem Artikel von 1999 sagten er und Silver voraus, dass „ein mehr oder weniger unmittelbar bevorstehender Sturz des Westens von der Spitze des kapitalistischen Weltsystems möglich, ja sogar wahrscheinlich ist“.

Die USA, so glauben sie, „haben noch größere Möglichkeiten als Großbritannien vor einem Jahrhundert, ihre schwindende Hegemonie in eine ausbeuterische Herrschaft umzuwandeln“. Wenn das System schließlich zusammenbricht, „dann in erster Linie wegen des Widerstands der USA gegen Anpassung und Entgegenkommen. Umgekehrt ist die Anpassung und das Entgegenkommen der USA gegenüber der aufstrebenden Wirtschaftsmacht der ostasiatischen Region eine wesentliche Voraussetzung für einen nicht katastrophalen Übergang zu einer neuen Weltordnung.“

Ob es zu einem solchen Entgegenkommen kommt, bleibt abzuwarten, aber Arrighi schlägt einen pessimistischen Ton an, indem er feststellt, dass jeder Hegemon am Ende seines Dominanzzyklus einen „letzten Boom“ erlebt, in dem er seine „nationalen Interessen ohne Rücksicht auf systemische Probleme verfolgt, die Lösungen auf Systemebene erfordern“. Eine treffendere Beschreibung der gegenwärtigen Situation lässt sich nicht formulieren.

Die Probleme auf Systemebene häufen sich, aber das sklerotische *Ancien Régime* in Washington kümmert sich nicht um sie. Indem es seine finanzialisierte Wirtschaft mit einer starken Wirtschaft verwechselte, überschätzte es die Potenz der Waffenfähigkeit des von ihm kontrollierten Finanzsystems und sah wieder einmal „Frühling“, wo es nur „Herbst“ gibt. Dies wird, wie Arrighi vorher sagt, das Ende nur beschleunigen.